



Aus stillen Städten der Mark Brandenburg

Brieger, Lothar

Berlin, [1912]

[Einleitung]

[urn:nbn:de:hbz:466:1-80392](#)

S eitdem Theodor Fontane auf seinen prachtvollen Wanderungen durch die Mark Brandenburg die Schönheiten oder besser noch den Charakter seiner Heimat für sich und die Mitwelt entdeckte, ist ein wenig die Scham geschwunden, welche sich früher des Brandenburgers zu bemächtigen pflegte, wenn von seinem Vaterlande die Rede war. Der Stolz auf die materielle Entwicklung, auf die Vormachtsstellung in Deutschland, die beide wir nur unserer oft getadelten, nicht immer vorurteilsfrei gewürdigten Eigenart verdanken, tat das Seinige dazu. Freilich bei weitem nicht genug. Es klingt auch heute noch fast stets wie eine Entschuldigung, wenn ein Märker Fremden von seiner heimatlichen Erde erzählt.

Aber wir haben ein Recht auf größeres Selbstbewußtsein. Keine deutsche Provinz hat unter so schweren Bedingungen eine so glückliche Entwicklung durchgemacht, keiner ist es so gegückt, im Laufe vieler Jahrhunderte auf einem sumpfigen Urwaldland voll bitterster Armut und schwerster Daseinsnöte an die Spitze des Volkes zu gelangen, welches heute auf dem europäischen Festlande das zweifellos stärkste und reichste ist. Man kann ein Volk nicht von dem Boden trennen, auf dem es lebt, kann nicht leugnen, daß seine persönliche Eigenart mit ihm aufs Ursächlichste verbunden ist. Erkennt man den Brandenburger an, so darf man der Mark Brandenburg ein Gleichtes nicht versagen. Wir müssen endlich einmal lernen, die Mark mit den Augen des Märkers anzusehen, nicht wie bisher als Italienreisende und Kosmopoliten, um uns selbst wie den Fremden das Gefühl für ihre herbe, aber charaktervolle Eigenart zu erschließen.

Es ist kein Fehler, sondern ein Vorzug der Mark, daß sie keine fremden Stile prunkhaft in einer ihnen gar nicht entsprechenden Natur kultiviert hat, sondern nach Möglichkeit stets auf sich selbst stand. Sie ist kein Feierabendsgewand, sie ist ein Arbeitskleid. Ihre wundervollen Havelseen, ihre Kiefernwälder mit den strengen Silhouetten gegen einen grauen Himmel, ihre flachen, etwas schwermütligen Ebenen reden eine ernste und selbständige, aber eine klare und deutliche, darum auch schöne Sprache. Sie sind die Heimat etwas schweigsamer, abgearbeiteter, strenger und ziemlich lebenskarger Menschen, die auch im Genuß keinen Überschwung kennen. Dem Blicke weit offen, ohne Überraschungen, ohne Kekheit, aber voll seltener Reine der Linien, liegen mitten in den weiten Flächen die brandenburgischen Städte da. Das Ornamentale, der Schmuck sind ziemlich spärlich, sie wollen vor allem Nützlichkeit. Ihre Schönheit ist die guten Hausgerätes. In Gärten gebettet, dehnen sich die kleinen Häuser Glied an Glied fast monoton an die Flußmündung hinaus. Aber sieht man länger auf sie, sieht man sie häufiger, so beginnen ihre herben Linien in einer eigentümlichen und klaren Musik zu schwingen. Die Mark Brandenburg ist ein Volkslied, es mangelt ihr vielleicht das Raffinement der Komposition, aber sie hat zweifelsohne die ganze Schönheit der bescheidenen Melodie.

* * *

Brandenburgs Natur war der Entwicklung des Kunstsinnes in seinen Bewohnern nicht eben günstig. Entstand indessen aus dem harten und schweren Ernste dieses ungewöhnlichen Lebenskampfes, aus den dürftigen Daseinsbedingungen nicht doch ein eigentlich „bedeutender“ Kunststil? Gewiß. Den Umständen entsprechend karg, verschlossen, anders Empfindenden schwer zugänglich, aber von persönlich stärkstem, schamhaftem Reize. Daß es entstand, entstehen konnte, bedeutend, organisch, reizvoll zu werden vermochte, ist allerdings nicht einzig ein Verdienst von Land und Volk. Es kommt ein Umstand hinzu, der bei keinem anderen Volke eine so ausschlaggebende Rolle spielt, nämlich das Verhältnis der Dynastie zur Kunst.

Man vermag der Stellung der Hohenzollern zur Kunst seine aufrichtige Bewunderung nicht zu versagen, selbst auf die Gefahr hin, in den heutigen so billigen Ruf eines Byzantiners zu kommen. In allen Ländern der neueren Zeit hat die Dynastie bestimmt auf die Entwicklung der Künste eingewirkt, es braucht bloß an das Rom der Päpste, das Paris des vierzehnten Ludwig, in deutschen Landen an München und Wien erinnert zu werden. Äußerlich könnte man versucht sein, das mit viel bescheideneren, viel dürftigeren Mitteln arbeitende Brandenburg in diesen Zusammenhang einzureihen. Aber die Vorbedingungen sind so grundverschieden, daß sich von ihnen aus ganz neue Perspektiven ergeben.

Es sei hier jeder, der vaterländisches Interesse für diese Dinge besitzt, auf Dr. Georg Malkowskys treffliche Kunstopolitik der Hohenzollern (Berlin 1912 bei Spaeth) verwiesen, aus der wir, ohne uns ihr im ganzen anzuschließen, Anregung empfingen.

Die Fürsten, welche wir oben als die Mäzenaten anderer Städte erwähnten, fanden glänzende Mittel und blühende Kultur vor, deren sie sich zur Erhöhung ihres persönlichen Luxus und Schönheitsgefühls, damit gewiß auch zum allgemeinen Interesse, bedienten. Die Hohenzollern fanden nichts davon, sie mußten Land und Kultur überhaupt erst gewaltsam, oft wider den Willen seiner Bewohner schaffen, damit wurde ihr Absolutismus wie der keines anderen Herrschergeschlechtes im bestem Sinne zu einem Diener des Staates.

Als der große Kurfürst beim Regierungsantritt das Berliner Schloß beziehen wollte, war das Schlafzimmer ganz unbewohnbar und blieb es auch einige Tage, weil der einzige Maurermeister, den Berlin damals überhaupt besaß, just in Spandau tätig war. Als der Herrscher starb, standen in seinem Dienst nicht weniger als 60 Architekten, Bildhauer, Maler, zum Teil holländischer, zum Teil italienischer Abkunft, zum guten Teile aber auch bereits auf seine Kosten ausgebildete Landeskinder. Ein beträchtlicher Teil seiner Korrespondenz ist mit künstlerischen Fragen ausgefüllt. Der Sohn, Friedrich I., hat bereits seinen Andreas Schlüter, einen der größten Baumeister der Weltkunst überhaupt. Der „Soldatenkönig“ Friedrich Wilhelm setzt überall in der Mark mit erheblichen Zuschüssen seiner eigenen Schatulle eine erhöhte und verständige Baukunst gewaltsam durch und hinterläßt ein merkwürdiges Testament, in dem er selbst sein äußerlich angenommenes Wesen für Unsinn erklärt und nur vorgetäuscht, um unter seinem Mantel in Sicherheit vor den lauernden Feinden ein eigenes starkes Volk schaffen zu können. Die Bedeutung des großen Friedrich für die Kunst der Mark endlich ist ja bereits oft gewürdigt worden. Überall in der Mark begegnen wird den zwingenden Spuren der hohenzollernschen Herrscherhand, und die architektonische Gestalt der brandenburgischen Städte ist ein Erzeugnis des Zusammenwirkens von Volksnatur und überlegener Regierungsvernunft wie in keinem anderen Lande der Welt. Hieraus wurde eben der eigentümliche brandenburgische Stil.

Auch die gegenwärtige dynastische Kunsttätigkeit ist nichts anderes als eine konsequente Fortführung der Hohenzollernschen, auf eine Betonung der Volksnatur als einzigen möglichen Grundlage jeder gesunden, echten Kunst hinarbeitenden Kunstopolitik. Ob sie freilich in ihren Formulierungen noch immer mit der inzwischen in Brandenburg-Preußen stattgehabten Kunstentwicklung restlos zusammengeht, ist eine Frage, deren Erörterung nicht mehr in den Rahmen dieser Abhandlung fällt. — — —

Wir haben nicht den Raum die historische Entwicklung des Landes ausführlich darzulegen. Brandenburg war ursprünglich ein Wendenland — wie das wendische Element ja noch heute in gewissen Gegenden einen vorherrschenden Einfluß ausübt — und die deutsche Einwanderung geschah unter dem Zeichen der Eroberung. So können wir wohl annehmen — die Anschauung bestätigt

dies —, daß die ersten Architekturwerke von Bedeutung Burgen waren, um die sich dann die Wohnstätten der deutschen Ansiedler und schließlich die völkisch gemischten Städte lagerten.

Neben die Burgenkunst trifft sehr bald die kirchliche. Mit ihr dringt erst eigentlich eine höhere Kultur in die Mark ein. Je mehr die einzelne feste Niederlassung von den Burgen unabhängig wird, desto stärker entfaltet sich naturgemäß ein, wenn zunächst auch recht bescheidener, Sinn für Kunst, in dem Bestreben, Gott eine möglichst würdige und das Gewirr des allgemeinen Bauwerks überragende Stätte zu weihen.

Die Mark ist ein fortwährender Zankapfel und ein Durchzugsland für die verschiedensten kämpfenden Heere. Dies zwingt von Hause aus selbständige, hartköpfige, mißtrauische Menschen immer näher aneinanderzurücken, ist die eigentliche Förderung eines sehr widerwilligen Städtebaus. Auch der ungeselligste Einsiedler sieht, wenn erst seine Hütte verschiedene Male geplündert, neu aufgebaut, wieder geplündert worden ist, schließlich ein, daß nur eine gewisse Gemeinsamkeit ihm und seinem Eigentum einen, wenn auch dürftigen Schutz gewähren kann. Auf diese Weise entstehen bald überall im Lande feste Dörfer, die kunslose Vereinigung einzelner Ansiedelungen zunächst, durch einen primitiven Wall notdürftig geschützt. Am günstigsten sind sie daran, wenn sie an den großen, durch die Mark führenden Heerstraßen liegen, wodurch sie dann leicht aus den anderen Provinzen besseres Baumaterial einführen können. Die abseitigen Gründungen hingegen sind schlimm daran und haben bis in die neuere Zeit hinein aufs schwerste um ihre Existenz zu kämpfen.

Denn die starken Eichen- und Buchenwaldungen, die zusammen mit Sumpf und Moor in frühgeschichtlicher Zeit Brandenburg mit Urwäldern bedekten, sterben allmählich durch Mißbrauch aus. An ihre Stelle tritt der dünne Kiefernstand eines immer stärker versandenden Bodens. Eine gebirgige Entwicklung, welche Gliederung und Schutz gewährt, ist nur in wenig bedeutendem Maße vorhanden. Die Ansiedlung folgt im wesentlichen den Heerstraßen und den Wasserläufen, wie denn Fischfang ein Hauptnährungszweig ist, sieht sich aber auch zu einem guten Teil auf das offene Land angewiesen.

So entwickelt sich allmählich die Mark Brandenburg in ihrer herben, aber charaktervollen und in der Konsequenz ihres Charakters zweifelsohne auch besonderen und bedeutenden Gestalt. Die brandenburgische Stadt liegt meist ganz klar und mit einer sachlichen Deutlichkeit mitten im offenen Lande, nach allen Seiten sichtbar, den Augen schon von weitem vollkommen und deutlich erkennbar, geschützt durch einen mehr oder minder grimmigen Wall, hinter den sich die alten kleinen Häuser so sehr wie möglich ducken, und nur der Kirchturm ragt stolz und furchtlos darüber empor, als predige er Gottes Schutz über das ihm anvertraute Stückchen Erde. Ihr liegt alles Verwirrende, alles rein Spielerische so fern als nur irgend möglich. In ruhigen, ausgesprochenen, keinem Zweifel unterworfenen Linien schneidet sie mit unvergeßlicher persönlicher Monumentalität in den klaren Raum zwischen Boden und Himmel ein. Sie ist, wie solches selten genug der Fall, wirklich ein Stück Stein gewordene Landesgeschichte, sie erzählt, wie nur je eine Stadt des Rheins oder Thüringens, die Vergangenheit eines Landes, die sich nur eben von denen anderer Länder ganz prinzipiell unterscheidet.

Man darf nicht vergessen, daß dies alles keine Kunst großen Stiles ist, aber daß sie eben darum zu etwas Echtem und in seiner Art Schönem wird, weil sie etwas derartiges überhaupt nicht prätendiert. Eine eigentliche Kunstartentwicklung hat erst eingesezt, als die Kunst im übrigen Deutschland bereits ihren Höhepunkten zuschritt, und sie ist dann wiederum durch die jähre und plötzliche Aufwärtsentwicklung im Materiellen mit einem Male abgeschnitten und überdeckt worden, so daß von

ihr eigentlich nur Potsdam, in ganz anderem Grade ein einheitliches Kunstwerk als Versailles, und vielleicht auch Rheinsberg als Denkmäler dessen übrig geblieben sind, das zu erreichen sie befähigt wäre und im allgemeinen durch die Zeitalters nicht erreicht hat. Auch der auf sein Vaterland Stolzeste kann nicht gut die schönsten Städte der Mark mit Rouen und Chartres, mit Siena und Mailand, in Deutschland mit Nürnberg oder Rothenburg an absolutem künstlerischen Gehalte gleichsetzen. Was sie aber vor den meisten und gerade den berühmtesten Kunstdenkmälern der Welt zweifelsohne voraus haben, ist die Wahrhaftigkeit, die unbedingte Reinerhaltung ihres Charakters. In großen Kulturpunkten trifft sich oft eine blendende und verwirrende Fülle von Stilen, großer Schönheiten und Werte voll, aber keineswegs immer in eine stadtgeschichtliche Einheit zusammengeschlossen. Andrerseits ist die brandenburgische Kleinstadt aber nichts weniger als ein Barbarismus, sondern hinter ihr steht ein sehr bewußter und vernünftiger Formenwille, der mit seinem Milieu und Material rechnet und aus sehr spärlichen Mitteln eine ganz entschiedene Wirkung erzielt. Es ist der durch ganz Nordeuropa herrschende gotische Formenwille, die Bevorzugung und Unterstützung der Senkrechten, welcher hier durch die Umstände einen ganz besonderen, den märkischen Charakter annimmt.

Die Entwicklung der Baukunst eines Landes wird außer von seiner Bodenbeschaffenheit und der individuellen Art seiner Bewohner (aus beiden resultiert dann wieder seine Geschichte) noch von einem dritten Faktor maßgebend bestimmt: von den vorhandenen Rohmaterialien. Die Natur der Mark war wie in jeder Hinsicht so auch in dieser Beziehung eine karge, welcher Kargheit eben die ernsten, sparsamen Bauformen entsprechen. Für die frühesten Perioden müssen wir wohl das Holz als einziges Material in Anspruch nehmen, wie es denn auch noch bei den späteren reichereren Werken, den Dombauten der Prignitz, der Stadt Brandenburg etc., wenigstens für die Innengestaltung eine ungewöhnlich wichtige Rolle gespielt hat. Spärliche Steinbrüche kamen mit der Zeit hinzu (Freienwalde, Rüdersdorf), so daß der Märker bei den Schwierigkeiten der Einfuhr und seiner eigenen Armut hier zunächst auf die Findlinge, die Feldsteine angewiesen war (die Schale im Berliner Lustgarten ist aus solch einem Findling gearbeitet worden). Granit und Gneis spielen die Hauptrolle. Die Uckermark etwa ist reich an ihnen. Von Metallen ist das Eisen ziemlich reichlich vorhanden, seine Bearbeitung war schon in früher Zeit bekannt.

Sind also die Bodenschäfte recht karge, so ergibt sich aus dieser Tatsache der brandenburgische Baustil eigentlich schon von selber. Es ist der Backsteinbau, dem wir ja auch sonst überall im deutschen Norden bis nach Dänemark hinein in gleicher Mischung mit der Holzarbeit begegnen. Damit fügt sich das märkische Städtebild ungezwungen in die norddeutsche Städtegestaltung überhaupt ein, bei seinem Mangel an großen Lebenszentren (die wenigen kirchlichen oder staatlichen Hauptsitze hier nur in einem gewissen Grade ausgenommen) und damit bürgerlichem Reichtum bloß noch mehr auf höhere Linienreinheit und Konsequenz des Stiles angewiesen. Der Ziegelton ist durch die ganze Mark allgemein verbreitet, Kalk etwa in Rüdersdorf als anstehender Fels zu finden, der märkische Sand ist berühmt genug. An Brennstoffen (Braunkohle bei Frankfurt a/Oder und Rauen, die Limaer Torfstiche) war kein Mangel. Die Voraussetzungen für eine reine Backsteinarchitektur waren somit gegeben.

Die Stadt Brandenburg ist vielleicht das charakteristischste Beispiel für die Entwicklung der märkischen Städte. Als bischöfliche Residenz typische Kirchenstadt, in ihrem Emporblühen mit dem Dome eng verknüpft, trifft sie eigentlich in ein weitgehenderes Kunstleben erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts ein. Also zu einer Zeit, wo in ganz Deutschland die Kunst ihren Höhepunkt erreicht hat und bereits dem Verfall entgegengesetzt. Der Rathenower Turm wird ausgebaut, wobei man sogar einen

Maler hinzuzieht, neue Arbeit an die Kirchen und Häuser gesetzt. Sofort kommt der dreißigjährige Krieg dazwischen, so daß schon 1632 der Rat der Altstadt dem Kurfürsten klagen muß, es seien nur noch vierzig Bürger vorhanden. Bis dann der große Kurfürst, dessen Spuren im ganzen Lande überall aufs Maßgebendste nachweisbar sind, Ordnung schafft und die Stadt zu erneuter Blüte bringt. Bis zu Friedrich dem Großen erstreckt sich nun der maßgebliche Einfluß der Hohenzollern, die stets bei sonstiger Sparsamkeit reichlich mit Baugeldern unterstützen, dafür aber auch kein Haus ohne ihre Genehmigung bauen lassen und so die Entstehung einheimischer Städtebilder in der Mark erzwingen. Was in der Stadt die Hohenzollern für die einzelne Bautätigkeit, einen vernünftigen Stadtplan und gute Wege leisten, das tun inzwischen auf der Dominsel die Domherren für die höhere Kunst. Die Ritterschaftsschule wird errichtet, alles gewinnt ein gefälligeres Gewand. Geistlichkeit und Dynastie, sonst sich oft feind genug, wirken zusammen, wo es die einheitliche und gedeihliche Entwicklung der Stadt gilt.

Der Westbau der ältesten Kirche, der St. Gotthardskirche, ist noch in unregelmäßiger Weise aus Feldsteinen erbaut. Aber mit ihrem dritten Geschoß wird bereits in die Backsteintechnik übergeleitet und die frühgotischen Formen tauchen auf. Ein Umbau im 15. Jahrhundert, mit spärlichen materiellen Mitteln durchgeführt, trägt ausgesprochen reinen spätgotischen Charakter. Immer weiter schreiten nach Maßgabe der materiellen Mittel Ausgestaltung und Umgestaltung der Kirche fort, deren wirkliche Vollendung man erst in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts sehen kann. Die Kunstwerke des Inneren aber sind ein kurioses Gemisch der ganzen Stilwechsel bis zum Barock, welche inzwischen die Weltkunst durchlaufen hatte. Es sind, wie die Kanzel, das Taufbecken, oft sehr wesentliche Kunstwerke, aber ohne jeden spezifischen Charakter.

Am stärksten wirkt wohl heute die sehr schöne gotische Katharinenkirche mit ihrem strebenden Stil, ihren prächtigen Grabdenkmälern und Geräten.

Nehmen wir dazu die Türme wie den mächtigen Steintorturm, das ernstlinige Rathaus der Altstadt, einen reinen Ausdruck des senkrecht emporstrebenden Formenwillens, den Roland, die gotischen alten Bürgerhäuser um die Hauptstraße, welche architektonisch zum Rathause ein Verhältnis haben wie der Wille des Einzelnen zu einer Gesamtheit, deren Glied er sich zu sein bewußt ist, Hausschmuck und Zunftabzeichen, so erhalten wir ein Städtebild, das sich an charakteristischer Wucht der völkischen Eigenart vor keiner noch so berühmten Stadt zu beugen braucht und durch die ragende für märkische Verhältnisse prunkvolle Domkirche mit ihrem prächtigen Schmuck und ihren schönen Glasfenstern eine letzte, ganz gewaltige Steigerung erfährt. In einem besonderen, nicht eben sehr zur Lebensbetonung, zur Üppigkeit neigenden Material hat ein durchaus zielbewußter und konsequenter Formenwille höchst ernst zu wertende positive und einheitliche Leistung hervorgebracht, die, vom Standpunkte des sie schaffenden Volkes und seiner Hilfsmittel aus betrachtet, etwas Großes und Schönes ist, fremden Maßstäben gegenüber sich aber naturgemäß als spröder erweist.

Und wie mit Brandenburg, so verhält es sich mit allen den brandenburgischen Städten. Wir mögen nun die Priegnitz durchwandern und die feinen Barockarbeiten in der schlichten Feldsteinkirche Burghagens bewundern, die Tore und den sehr starken Dom von Havelberg mit seinen nicht reichen aber guten Türen und seinen Steinarbeiten, in der Kleßkeschen Kirche die Grabdenkmäler der Quißows sehen und die St. Jakobskirche in Perleberg, Holzhausen und Dermerthin, Freierstein und Kyritz, Marienfließ, Prittwalk und Wittstock und wie die lieben alten Nester alle heißen, von deren künstlerischen Schätzen und Eigentümlichkeiten wir bisher nur mit einem hochmütligen Naserümpfen

gesprochen haben. Oder wir mögen uns im Kreise Lebus, etwa in Falkenhagen oder Friedersdorf fragen, warum wir an dergleichen bisher achtflos vorübergingen. Von den Perlen Stendal und Tangermünde gar nicht zu reden, von der Marienkirche und dem Rathaus in Frankfurt a. d. Oder, wo noch so schöne alte Privathäuser von der Vergangenheit erzählen.

Eines der interessantesten und schönsten Beispiele mittelalterlich brandenburgischer Stadtanlage ist noch heute Königsberg in der Neumark, das seine Befestigungen ungewöhnlich gut erhalten hat. Die Stadtmauer war 7—8 Meter hoch und mit nicht weniger als etwa 50 Türmen geschützt und geziert. Durch diese Betonung der senkrechten Linie als Aufhebung der wagerechten Mauerschwere sind leichte und luftige Wirkungen erzielt worden, deren Reste auch heute noch ihren Eindruck auf den Besucher nicht verfehlten. Die außerordentliche Last etwa, welche in dem massiven Bernikower Tor über dem Durchgang aufgeführt ist, findet das glücklichste Gegengewicht in den Fenstern, den Pfeilern, den Zinnen, kurzum den denkbar zahlreich betonten aufwärtsstrebenden kleinen Linien von streng paralleler Durchführung, so daß man angesichts derartiger Architektur von einem sehr lebhaften und sehr zielbewußten Formenwillen sprechen muß. Den gleichen Prinzipien in Konsequenz begegnen wir dann in der Pfarrkirche St. Maria, die leider durch die zahlreichen Restaurierungen viel von ihrer alten Stileinheit verloren hat. Türme, Strebepfeiler bis zu den Türmen hinauf nehmen alle das gleiche Leitmotiv auf, führen es weiter, variieren es, multiplizieren es gewissermaßen, so daß wie in aller guten alten deutschen Baukunst schließlich ein Werk entsteht, von dem jede Einzelheit bis zu einem gewissen Grade das verkleinerte Ganze ist. Unwürdiges Verbauen, überflüssiges Renovieren haben leider vieles der alten Schönheit zerstört oder zum wenigsten in seiner Wirkung geschädigt, wie es denn auch sehr die Frage ist, ob die prächtigen Rathausfassaden durch das Restaurieren vorteilhafter geworden sind. Das wundervolle alte Schloß in Köpenick, ein Werk Rütger von Langenfelds, mit seinem prachtvollen Vestibül, seinen reichen Decken ist eines der besten Beweise für die segensreiche Baufähigkeit der Hohenzollern in der Mark. Die Klosterkirchen von Chorin und Lehnin, die Pfarrkirche von Eberswalde mit ihren über die kirchliche Durchschnittsarchitektur weit hinausragenden Portalen, die eigenartig reiche Fürstenwalder Domkirche (daselbst auch ein sehr interessanter Rathausbau), der Dom der Stadt Havelberg, dessen architektonische Verhältnisse vielleicht die imposantesten in der ganzen Mark sind, und der durch St. Lorenz, Annakapelle, Heilige Geistkirche, Stiftsgebäude einen bescheidenen aber sehr geschmackvollen Rahmen erhält, sind Zeugen genug für den fördernden Einfluß der Religion auf die märkische Baukunst. Eine Stadt wie Jüterbog ist noch heute in ihren Befestigungsresten, ihren Kirchen, ihrem Rathause ein Stück voll pulsierenden altmärkischen Lebens. Dobriluck, Oranienburg, das liebliche Pareß mit seiner Biedermeiersstimmung, Prenzlau, dessen Stadtmauer, Türme, Kloster und Kirchen, Rathaus und Roland in unseren Tagen mit das historisch gefreueste altmärkische Städtebild formen, Rheinsberg mit seinem Schloß, einem der kostbarsten Schätze der Mark voll wunderbarster Stimmung, das Goldiner Tor zu Schönfließ, das Schloß zu Schwedt, der Markt von Schwiebus, das selbst den nahen Berlinern wenig Aufmerksamkeit entlockende Tegeler Schloß, welches sie doch so sehr verdient, haben sie nicht alle ein Anrecht darauf, von uns beachtet und geliebt zu werden, noch mehr: unsere besten Lehrer zu sein? Ist denn Spandau bloß die Stadt des Juliusturms oder ist es nicht etwa auch mit seiner Stadtmauer und der Nikolaikirche ein gut Stück von uns selbst? Es drängt sich eine immer wachsende Fülle von Stadtnamen heran, die mehr als bloße Worte sind, die uns auch wirklich etwas sagen sollten.